

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 337.

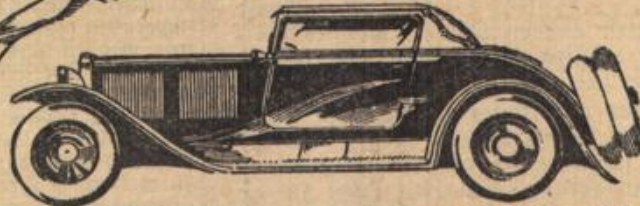
Freitag, 18. Dezember

1931.

EIN
MÄDCHEN



EIN
AUTO



EIN
HUND



Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.

ROMAN VON OLE STEFANI.

(33. Fortsetzung.)

Daniel Hope sah sie mit einem langen Blick an, der Inspektor räusperte sich und begann: „Sie wissen, daß Dr. Gregory und Martin Anderson sich schon seit der Schulzeit kannten. Sie waren wirklich innig befreundet und Dr. Gregory liebte und bewunderte Anderson sehr. Sie wurden dann beide in denselben Teil von Hampshire verschlagen, nach Garlands Green. Gregory hatte sich da als Rechtsanwalt niedergelassen und sich eine Landpraxis gekauft. Anderson, der Chemie studiert hatte, wurde im Laboratorium der Garland-Werke angestellt. Aber er wohnte damals wohl noch in London.“

Tante Betty nickte.

„In nicht gerade glänzenden Verhältnissen. Martin Anderson war ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten in seinem Beruf —“

Wieder nickte Tante Betty.

— aber auch von einem ungewöhnlichen Ehrgeiz. Zur Verwirklichung seiner Pläne, zur Ausführung der Experimente, die er zur Kontrolle seiner Erfindungen brauchte, benötigte er viel Geld — mehr als er hatte und mehr, als ihm jemand zur Verfügung stellen wollte.

Der Mann, den er herumkriegte, hieß Herbert Gregory“, berichtete Foster weiter. „Er ließ Anderson alles Geld, was er besaß — und als das alle war, vergriff er sich an Geldern, die ihm anvertraut waren. Aber Anderson hatte eine Pechserie, die Experimente mißglückten samt und sonders, das ganze Geld ging drauf, er saß auf dem Trockenen. Es war nur noch eine Frage von Wochen, daß Gregorys Veruntreuungen ans Licht kommen mußten. Die beiden Freunde hatten keine Ahnung, wo sie die zur Deckung nötige Summe hernehmen sollten, und waren der Verzweiflung nahe. Und gerade jetzt trat ein gewisser Mac Norton an Anderson heran — ein Buchhalter ohne Stellung, der aus Amerika herübergekommen war und daran dachte, sich hier naturalisieren zu lassen. Kurz und gut: Mac Norton — ein geborener Schurke, vierundzwanzigjährig — zeigte ihnen den Weg, auf dem sie zu Geld kommen konnten. Die beiden Freunde berieten, sie fanden, es blieb ihnen nichts übrig. Anderson machte das Geschäft.“

Und dann kam die englische Regierung dahinter, daß Amerika dasselbe Stahlgußverfahren anwandte. Mac Norton wurde von den Elsworth-Leuten gewarnt und kam mit der Hiobsbotschaft zu Anderson.

Nun wußte Anderson, daß der Verdacht nur auf ihn und auf seinen Arbeitskollegen Hope fallen konnte. Sie waren die einzigen Angestellten, die das Verfahren ganz

beherrschten und über die notwendigen Formeln verfügten. Das Wasser stand ihm an der Kehle. In höchster Verzweiflung lief er zu seinem alten Freund. Gregory war tödlich erschrocken und bat sich einen Tag Bedenkzeit aus.

Am nächsten Morgen wurde Hope verhaftet. Es war ein Fehler, den die Polizei machte. Sie hatte da irgendwelches Beweismaterial zusammengebracht, das sich am Nachmittag schon als unbegründet erwies. Man ließ Hope wieder frei. Aber das gab Anderson und Gregory den Anstoß zu ihrem verd. . . Plan. Ihnen war jetzt jedes Mittel recht, es ging für sie um alles. Gregory sträubte sich länger, Anderson hatte zuerst einige Schwierigkeiten mit ihm — und dann war der Rechtsanwalt so weit. Er gebrauchte alle seine ungewöhnliche Klugheit.“

Martha Hope lachte bitter auf und Foster schwieg verlegen ein paar Sekunden.

„Ja —“, fuhr er dann fort, „sie fabrizierten jenes famose Telegramm und verdrehten die Buchstaben der Unterschrift in der Annahme, daß die Polizei es gleich entziffern würde. Mac Norton wurde nach einem holländischen Badeort geschickt, deponierte dort 250 Pfund auf Hopes Namen und schickte das Telegramm ab. Hope hatte von alledem natürlich keine Ahnung. Sie wissen ja: das Telegramm wurde abgefangen, wie die Verschwörer es erwartet hatten — aber als sich die Polizei bei der Lösung des Rätsels dümmer anstellte, als sie es vorausgesehen hatten, und viel Zeit verstrich und damit die Gefahr wuchs, daß man Recherchen in anderer Richtung hin anstellen würde — blieb Dr. Gregory nichts anderes übrig, als selbst auf die Direktion zu gehen. Er löste zu allgemeiner Bewunderung das Anagramm — das er selbst zusammengestellt hatte — und wies auf das Depot in Holland hin. So kam die Sache zum Klappen.“

Hope hatte seinen Oberkörper vorgebeugt und atmete schwer.

„Nun sind Sie wieder dran, junger Mann!“ sagte Foster.

„Ja —“, sagte Jack Elsworth mit einiger Verwirrung, „also . . . als mein Vater gestorben war, machte ich mich fertig, den Fall Hope in die Hand zu nehmen. Zunächst setzte ich mich mit seiner Tochter in Verbindung und weichte sie in meine Absichten ein.“

Marthas Augen waren voll auf ihn gerichtet und verloren nicht den leisesten Zug, der sein Gesicht bewegte, während er sprach.

„Vor allem wollte ich Hope selbst in Sicherheit brin-

gen. Ob es mir je gelingen würde, seine Unschuld nachzuweisen, schien mir unsicher. Aber er sollte keinen Tag länger im Zuchthaus bleiben als nötig war. Martha sagte mir, daß die Haft und die seelischen Qualen ihn schon fast ruiniert hätten. Ich fand, er hätte lange genug gefessen."

"Zehn Jahre!" sagte Hope leise und sah mit seinen erloschenen Augen in die Luft. "Wissen Sie, was das heißt — zehn Jahre? Ich beklage mich nicht. Mißverstehen Sie das nicht. Es war die Zeit, die ich abgebußt habe, weil ich den Polizisten tötete. Ich warf ihn die Treppe hinunter, als er in das Zimmer meiner kranken Frau wollte. Sie ist dann auch bald —", seine Stimme brach mitten durch.

Sein Sohn faßte kräftig seine Hand und Martha sah mit ihren tiefen Augen hart vor sich nieder.

"Zehn Jahre!" sagte Jack Elsworth ernst. "Aber keinen Tag länger! — Ich bereitete alles zur Befreiung vor. Hope wurden Kaffiber zugesteckt. Erlassen Sie mir die Einzelheiten!"

"Die schuldigen Beamten werden bestraft werden!" sagte Foster erbozt. "Sie wußten ja nichts davon, ob Hope unschuldig sei und es hätte ja ebenso gut —"

Jack sprach weiter, ohne auf Foster zu hören. Ein heimliches Lächeln lag um seinen Mund. "Kurz und gut: eines Tages war es so weit. Ich fuhr mit meinem Wagen los, um zur genau verabredeten Zeit Hope zu treffen. Ein Stück weiter sollte Martha uns erwarten. Miß Gregory weiß ziemlich genau, daß unser Plan um ein Haar mißglückt wäre. Der verwünschte Pneu! Wenn Sie nicht mit Ihrer Luftpumpe gekommen wären — schon damals kamen Sie mir wie ein Engel vor!"

Er hustete erschreckt und erhob, um den Eindruck seiner Worte zu verwischen, die Stimme zu unnatürlicher Höhe: "Also — Daniel Hope hatte eine Stunde im Regen gestanden und auf mich gewartet. Martha, in der Annahme, daß alles mißlungen sei, schleppte sich zum nächsten Wirtshaus. Glücklicherweise fand ich Hope noch vor, ehe er vor Verzweiflung zusammengebrochen war."

"Ich war nahe daran, zurückzugehen!" sagte Hope leise.

"Also ich griff ihn auf und brachte ihn zunächst in ein Landhaus, das ich gemietet hatte. Im Jubel, daß alles geglückt war, fuhr ich noch am selben Abend nach Garland's Green hinaus, um das Terrain zu rekonoszieren. Irgendwo dort mußte die Lösung des Rätsels stecken. Ich wollte versuchen, mich dort als Mechaniker anstellen zu lassen. Es wäre eine Katastrophe geworden, da ich keine Ahnung von technischen Dingen habe. Ich trieb mich in der Weinstube herum, mein Geld machte die Leute gesprächig. Ich lernte jeden Winkel in der Fabrik genau kennen. Aber ich interessierte mich auch für die innere Struktur der Gesellschaft. Vor allem wollte ich wissen, wie die Verkleitung auf die Nachricht von Hopes Flucht reagiert hatte. Als ich erfuhr, daß Dr. Gregory erkrankt war, und ich nach Beistellung eines Dieners hörte, daß man eine Pflegerin bestelle, war mein Plan fertig. Ich schrieb den Abgabebrief an den Pflegerinnen-Verein und schickte Martha unter falschem Namen nach Garland's Green. Ich erfuhr zwar täglich von ihr Wesentliches über die einzelnen Mitglieder der Verkleitung — nichts aber, das meinem Plan dienlich sein konnte."

"Ich bin wieder dran!" brummte Foster. "Erstens, weil wieder etwas Trauriges für Miß Gregory zu sagen ist — und diesen Teil habe ich nun mal übernommen — und zweitens, weil ich das Folgende selbst aus Mac Nortons Munde hörte. Gregory war, seit er Hope in Freiheit wußte, sehr nervös geworden — nervöser, als es Anderson recht sein konnte. Den Syndikus peinigte der Gedanke an das Unrecht, das er Hope zugefügt hatte und an das Versprechen, das er seiner Frau in Bezug auf Janet gegeben hatte. Ich glaube, daß hier die Erklärung für jene merkwürdige Entfremdung zu finden ist, die zwischen Ihnen und Ihrem Vater bestanden hat — meinen Sie nicht, Miß Gregory?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Winterschläfer.

Von Richard Gerlach.

Der Winterschlaf der Säugetiere ist von dem gewöhnlichen Schlaf völlig verschieden. Das Blut wird eiskalt. Selbst Gewehrschüsse wecken die erstarrten Winterschläfer nicht auf. Ein Winterigel wurde eine halbe Stunde unter Wasser getaucht und erwachte nicht und ertrank auch nicht. Er atmete kaum und bekam also kein Wasser in die Lungen. Ein Herz, das aus einer winterschlafenden Fledermaus herausgeschnitten wurde, klopfte noch drei Stunden weiter. Während des Winterschlafes geht sogar das Sterben langsamer vor sich als sonst. Die Schläfer bleiben monatelang ohne Nahrung. Beim Murmeltier dauert die Hungertur ziemlich genau 163 Tage. Die unerhörte Verminderung des Blutkreislaufes und der Atmung stellt die warmblütigen Tiere auf die Stufe der Frösche und Schlangen zurück. Kein Ausgraben und keine Hammerschläge wecken die Scheintoten. Ihre Augenlider bleiben eifern zusammengepreßt.

Die Temperatur der Murmeltiere beträgt im Sommer 37,5 Grad, im Winter manchmal nur 4,5 Grad Celsius. Die Blutwärme richtet sich während des Schlafes nach der Außentemperatur. Ist die Zeit da, so mag draußen noch so viel Gras wachsen, das Murmeltier zieht sich in den Winterbau zurück und läßt sich von schönem Wetter und Nahrungsüberfluß nicht abhalten. Rätselhaft, warum sich die Körpertemperatur plötzlich senkt, warum Verdauung, Blutbereitung, Blutkreislauf, Atmung und Harnabsonderung sich so schleppend vollziehen. Trotzdem sie nichts fressen, magern die Murmeltiere während der 163 Tage nur um ein Fünftel des Gesamtgewichtes ab, täglich verlieren sie nur etwa 3 Gramm. Sie zehren ganz langsam ihre Fettpolster auf, die sie sich vorher angeeignet haben. Magen und Darm sind leer, und die Lungen zusammengefallen. Das Herz schlägt nur drei- bis viermal in der Minute. Familien von einem Dutzend und noch mehr liegen in dem Kessel als geballte Kugeln, Augen und Schnauze sind zusammengepreßt. Die Winterburgen liegen tiefer im Gebirge als die Sommeraufenthalte in Gipfelhöhe. Sie wandern im Herbst bis zur Baumgrenze herab. Der Winterstollen wird von innen mit Erde und Steinen vermauert. Liegen sie einmal, dann rühren sie sich kaum noch. Nur alle vier Wochen entleeren sie im halbwichigen Zustande die Blase, um alsbald wieder hinüberzubummern.

Noch tiefer ist der Winterschlaf der osteuropäischen Ziesel. Die rattengroßen Tiere tummeln sich im Sommer recht lebhaft in den Getreidefeldern herum, machen häufig ein Männchen und sind alles andere als schläfrig. Ihre Temperatur kann bis auf 2 Grad sinken, und dann atmen sie kaum ein- oder zweimal in der Minute. Sind sie einmal dem Schlaf verfallen, so könnte man die Augen nur gewaltsam öffnen. Die Ziesel, die in Deutschland nur in Schlesien vorkommen, sind in Polen und in der Ukraine zu Millionen verbreitet. Hier graben sie sich nach Hamsterart unter den Ädern ein, schon im August, und sind dann vor Ende März nicht wieder zu sehen.

Fledermäuse können sogar eine Abkühlung bis auf 0,5 Grad vertragen. In den hohlen Bäumen und Dachböden, wo sie sich zum Winterschlaf aufhängen, sind sie der Kälte ja noch mehr ausgesetzt als die Erdhöhlenschläfer. Allerdings schwanken die Temperaturen der Fledermäuse auch im Wachssein leichter als bei anderen Säugern. Bei grimmiger Kälte erwachen sie, darum kann man zuweilen an den kältesten Tagen aufgestörte Fledermäuse herumflattern sehen.

Die Haselmaus bezieht im Winter ein ausgefüttertes Astloch; der Igel verzieht sich im Dornestrüpp; die Siebenschläfer liegen zu mehreren sieben Monate lang in einer Baumhöhle; der Hamster liegt in der Nähe seines Getreidelagers, von dem er gegen Ende des Winters zu fressen beginnt. Jedoch zählt schon der Hamster und noch mehr das Eichhörnchen nicht zu den echten Winterschläfern, weil bei tiefen Schlummer mit Halbbetäubung und Wachen allzu häufig wechselt.

Die Problematik des Winterschlafes ist wissenschaftlich eigentlich nur bei Murmeltier, Ziesel, Fledermaus und Igel einigermaßen geklärt. Dagegen wissen wir über die kleineren Winterschläfer, wie Gartenschläfer und Erdhörnchen, noch so gut wie gar nichts, und die Halbschläfer sind überhaupt noch nicht eingehend erforscht. Keineswegs gut wissen wir zum Beispiel, was der Bär während seiner Winterruhe treibt. Es ist behauptet worden, auch seine Herztätigkeit und Atmung seien verlangsamt, woraus zu schließen wäre, daß auch seine Temperatur unter das Maß tiele, das wir sonst für Säugetiere als notwendig zum Leben ansehen, also unter 32 Grad Celsius. Vor über hundert Jahren haben zwei russische Forscher einmal versucht, die Temperatur der Bären im Winterlager zu messen; sie kamen zu dem Ergebnis, daß die Bären ihre Wärme bewahren, also keine echten Winter-

schläfer wären. Aber wie haben sie es eigentlich fertig gebracht, das Thermometer an die Bären heranzubringen? Ein Bär ist ja kein Hamm. Ich fragte den Wärter des Berliner Raubtierhauses, der doch mit Bären umzugehen weiß, ob er sich getraue, einen Bären während des Winterschlafes zu messen. Er meinte: „Dann muß man den Bären zuerst totschlagen.“ Schleicht man ihn tot, ändert sich sofort die Temperatur. Was gegen die Verminderung der Bärtemperatur spricht, ist: die Zeit der Trächtigkeit und des Gebärens fällt bei ihnen mit der Winterruhe zusammen. Die Jungen werden zwischen dem 1. Dezember und dem 10. Januar geboren und dann von der Mutter genährt. Die Milchbereitung wäre bei bedeutend herabgesetzter Temperatur wohl kaum möglich. Andererseits frißt die Bärin während dieser ganzen Monate nichts, säugt also ihre Jungen mit völlig leerem Magen. Die Jungen schmiegen sich der Allen in die Achselhöhlen, und erst, wenn sie so weit sind, daß sie der Mutter folgen können, verläßt diese das Lager. Vom 20. Januar bis 20. Februar häuten sich die Sohnen der Bären, auch dann müssen sie noch still sitzen. Die Bären verfügen leider über sehr gefährliche Vorderbranten. Wenn es einem geschickten Forscher einmal gelänge, einen winterschlafenden Bären zu narkotisieren und ihm dann das Thermometer einzuführen, wäre es immerhin nicht ausgeschlossen, daß dieses bloß 26 oder 22 Grad zeigte oder gar noch weniger. Wir wissen es vorläufig nicht.

In der gesamten Literatur findet sich meines Wissens auch keine einzige Messung eines winterschlafenden Dachs. Auch hier ist der Grund einleuchtend. Meister Grimmbart kann ziemlich heftig beißen. Außerdem müßte man ihn aus seinem Bau graben, und dadurch würde er aufwachen. Wie fest und wie kalt er schläft, entzieht sich noch ganz unserer Kenntnis. Es wäre eine verblüffende Entdeckung, wenn zwei große Raubtiere, wie Bär und Dachs, ihre Temperatur etwa doch erniedrigen sollten. Überraschungen sind nicht ausgeschlossen, da niemals exakte Beobachtungen vorgenommen wurden.

Aber die Entstehung des Winterschlafes wissen wir nur wenig. Es scheint, daß er auf die gleichen Ursachen zurückgeht wie der Zug der Vögel.

5000 Stöcke und Lilian Harveys Armband.

5000 Stöcke auf zwei Regalen und keiner gleicht dem anderen! Eine nette Sammlung. Und gleich nebenan liegen fast 3000 Schirme und auch sie sind fast alle verschieden. Und wo liegt diese größte Stod- und Schirmsammlung Berlins? Unter drei großen, grauen Vögen in der Radaistraße. Dort befindet sich nämlich die Fundstelle von drei Reichsbahndirektionen und die Schirme und Stöcke warten hier auf ihren Besitzer, der sie zwischen Frankfurt a. D., Stettin, Magdeburg und Wittenberge stehen ließ.

Interessant ist es hier in der Zentralsammelstelle der Reichsbahn. Ein richtiges Warenhaus mit unermesslichen Werten, das man dem grauen und verstaubten Bahnhof rein äußerlich betrachtet garnicht zutrauen möchte. Die möglichsten und unmöglichsten Dinge ruhen hier und werden täglich mehr. Nur 12 Mal pro Jahr werden sie gelichtet. Dann ist in einem Nebenraum Auktion und man kann 12 Hüte für 2 Mark und drei Schod Schirme für 50 und weniger deutsche Reichsmark erstehen.

Betrieb ist hier immer auf der Fundstelle und besonders natürlich zur Reisezeit, da schleppen die verschiedenen Berliner Bahnhofe in Waschküchen und großen Holzstößen die gefundenen Gegenstände an und stürzen sich 7 Beamte auf sie und verteilen sie in die verschiedenen Regale, die fast unter der ungeheuren Last zusammenbrechen. Die meisten Fundstücke sind schon beim Einlauf mit einem Erkennungszettel versehen. Da liest man z. B. an einem Anhänger: „Ein scheinbar goldener Anhänger. Gefunden auf Bahnhof Wannsee am Sonntag, den 10. Juli gegen 13 Uhr.“ Das scheinbar ist rot unterfarbig, denn dem 50-Pfennig-Wertgegenstand leuchtet das „scheinbar echt“ wirklich von der Stirne. Der Gegenstand wird nochmals in eine laufende Nisse vermerkt und dann — er könnte ja trotzdem aus Gold sein — in einen der Tresore gelegt. Brieftaschen, Handtaschen, Geldtaschen werden von zwei Beamten kontrolliert und der Inhalt aufgenommen. Nach Tag und Fundort werden die herrenlosen Fundstücke abgelegt.

Im Schalteraum stehen unterdessen unzählige Besitzer abhandlungsgelassener Utensilien und versuchen ihr Hab und Gut wiederzubekommen. Bei Hüten, Handschuhen, Schirmen und Stöcken ist das nicht so ganz einfach. Da muß der Besitzer mit einem Beamten zusammen selbst in das Warenlager gehen und sein Vermissten suchen. Hüte liegen nach Tagen sortiert Stapelweise umher und die Suche nach ihnen erweckt nie die Freude des Besitzers, der sein Prachtstück — garantiert erst drei Mal ge-

tragen — selten findet. Trotzdem wird jeder Hut gerüst. Der eine ist zu grau, der andere zu groß, der dritte zu verstaubt und schließlich erblüht er einen, der sicher der Gesuchte ist. Teht stimmen aber leider die im Hut befindlichen Anfangsbuchstaben nicht und die Suche geht weiter. Was man hier nicht alles finden kann. Hüte, Koffer, Handtaschen und Bücher kann man ja schließlich liegen lassen. Aber wie mögen die drei Korsetts hierher gekommen sein? „Ja, ja, die Hüte“, meint der Beamte lächelnd! Büstenhalter, Lampenschirme, Soden und deren Halter, Strumpfbänder, Kanarienvögel und Kaninchen, Geigen und Fahrräder und kleine Möbel — man könnte sich fast einrichten mit all diesen Dingen. Leider ist ein Bett und ein Waschtisch nicht verloren worden, aber das kommt sicher nur daher, weil diese Dinge nicht mit ins Abteil genommen werden dürfen. In einer Ecke liegen die Drucksachen. Karl May — fast vollständig, Wallace, Risch und selbst die „Mutter Marie“ von Heinrich Mann. Soziale Unterschiede kennt man bei Fundstücken nicht! In einer anderen Ecke liegen Zeitschriften und Zeichnungen, die sicher Studenten verloren haben. Viele ausländische Lehrbücher und Werkzeichnungen. Nach vier Monaten werden sie verbrannt und der ehemalige Besitzer wird noch lange danach untröstlich sein. Im Nebenraum stehen zwei Kisten mit Schlüsseln. Hier bringen sie bei der Auktion wenige Pfennige und wie mag der Besitzer geschimpft haben, als er den Verlust bemerkte und spät am Abend einen Schlosser suchte.

Unermüdlich rennt der Leiter der Fundstelle mit mir herum und zeigt mir alle Schätze. „Ein Glück“, meint er, „daß in wenigen Tagen Auktion ist und ich wieder etwas Platz bekomme. Wir wissen schon nicht mehr, wo wir die Sachen unterstellen sollen!“ Vielleicht für 40 000 Mark Waren liegen hier und nur ein Bruchteil wird abgeholt. Warum? Weil die Besitzer zu bequem sind und sich nicht der Mühe unterziehen wollen, aufs Ungewisse nach dem Schlesischen Bahnhof zu fahren. Und doch kommt die Radaistraße manchmal, wenn ganz schrecklich elegante Autos vor der Fundstelle vorfahren.

Kentlich erst fuhr ein wundervoller Sportwagen vor und dem entstieg Lilian Harvey und Willy Fritsch. Die Fahrt von Babelsberg nach dem Schlesischen Bahnhof hatte sich in diesem Falle gelohnt, denn die beiden Stars waren mit dem Schlafwagen nach Paris gefahren und hatten ein wundervolles, brillantes, befestigtes Armband verloren, das gefunden wurde und nun hier auf seinen Besitzer wartete. Wert: 6000 Mark und beide Teile waren froh. Die Lilian hatte ihr Liebungsarmband wieder, das auf der Vorderseite ihres und Willys Bild trug und die Fundstelle konnte die Ehrlichkeit seiner Beamten beweisen. Die Schlafwagenverluste werden allerdings meist zurückerstattet, weil man die Besitzer dem Namen nach kennt, aber sonst beschwert sich die Fundstelle über die Reisenden, die nie genau die Verlustanzeigen ausfüllen und unnötig viele Arbeiten dadurch verursachen. Dabei wird so wenig verlangt. Ein Zettel mit Angabe des Verlustes, Datum und Zug und schon arbeitet der große Apparat der Eisenbahn. Für wenige Pfennige bekommt man seine Sachen wieder.

Auf der anderen Seite gibt es natürlich viele Dinge, die nie abgeholt werden. Handtaschen mit merkwürdigen Briefen, Brieftaschen mit Viertischerotit usw. Diese Dinge werden schon ohne weiteres in die hinterste Ecke gelegt, da sie niemand abholen wird.

„Das Museum der Ehrlichkeit“ nennt man die Fundstelle und sicher mit Recht, denn die lagernden Waren zeugen von der Ehrlichkeit der Reisenden. Peter Pratorius.

Welt u. Wissen

Eine steinerne Landkarte von Catalina. Eine alte Landkarte, auf eine dünne Steinplatte gehauen, hat zur Entdeckung zahlreicher Gegenstände ethnographischer Natur geführt, die vor Jahrhunderten von den damaligen rothäutigen Bewohnern der einsamen, der kalifornischen Küste vorgelagerten Insel Catalina verborgen wurden. Einige derartiger Verstecke waren schon früher bekannt. Ihre Kenntnis ermöglichte überhaupt erst die Deutung der kürzlich gefundenen steinernen Karte oder besser des Lageplanes, auf den ein weißer Bewohner der Insel ganz zufällig stieß. Das seltsame Muster erregte seine Neugier, er machte sich mit Eifer an die Entzifferung, und nach vieler Mühe gelang denn auch die Lösung. Es war nun ein Leichtes, noch mehrere bislang unbekannte Verstecke und Grabstätten der alten Indianer aufzufinden, wobei man auf höchst interessante Gebrauchs- und Kultgegenstände stieß, darunter einige, für deren Zweck die Sachverständigen noch keine Erklärung haben finden können, zum Beispiel einige nussartig geformte kleine Steine, von Löchern durchbohrt, deren Ränder poliert sind. Ingesamt werden die Überreste auf vier verschiedene Indianerstämme zurückgeführt, die nacheinander auf die Catalina-Insel gekommen sind. Die jüngsten Stübe dürften aus der Zeit der spanischen Eroberung stammen.

* Severa Dennstedt: „Wege zum Ich“, Roman. (Martin Warned, Berlin.) Der Roman ist die Geschichte eines jungen Menschen, der sich selbst, sein Ich, verloren hat. Dieses Ich, das er als Kind unbefangenen, selbstverständlich besitzt, so daß er sicher in sich selbst ruht, urverbunden, den Quellen des Lebens nahe. Es wird verhärtet durch Liebesläste der Umgebung, und überwuchert durch die Steine der Stadt, die kein freiwachsendes Leben dulden. Das zerlegenden Denken des erwachenden Verstandes tötet ihm langsam den tiefen, ruhenden Glauben. Mit dem Bewußtwerden dieser allmählichen Entwurzelung seines Selbst wird ihm das Leben fragwürdig, bis er endlich den Sinn des Daseins überhaupt verliert. Doch wird er allmählich bezwungen durch ein Kind, das seiner bedarf, das unausweichlich ihn, und zwar ganz fordert. Er lernt, daß tätige, schaffende Liebe ein neues Tor zum Leben ist, während die ausschließliche Beschäftigung mit dem eigenen Selbst immer zum Tod des Ich führen muß. Er erfährt die Wahrheit der Paradoxie, daß wer sein Leben in Liebe an andere verschenkt, es staunend neu erhält.

* Paul Steinmüller: „Wir pflügen“. Schicksal und Glaube deutscher Erde. Roman. (Martin Warned, Berlin.) Also ein Zeitbuch, ein Gegenwartsbuch, wenn man so will, gefüllt mit gegenwärtiger Not, konzipiert als schwere innere Last, aber gefüllt mit Kräften, die aus Bezirken jenseits aller Not und jenseits unserer Zeit stammend, Tragkraft besitzen durch alle Not der Zeit hindurch. Die große Gemeinde, die Paul Steinmüller hinter sich hat, wird dieses Buch mit Freude und Dank aufnehmen. Die Darstellung ist in ihrer dichterisch befehlenden Wirklichkeitstreue, ihrer zwingend realistischen Schlichtheit und tiefen deutschen Glaubenskraft ergreifend, aber nicht niederdrückend, vielmehr aufrichtend und wegweisend für die Zukunft.

* Ina Seidel: „Das Geheimnis“. (Martin Warned, Berlin.) Außer der Titelerzählung enthält das hübsch ausgestattete Bändchen noch eine andere, „Eine Geschichte von Sachen allein, mit einem Hund und einer Kinderstimme am Schluß“, in der der eigenartige Versuch gemacht wird, ein Stück Lebenstragik zu schildern, ohne die Menschen, an denen sie sich erfüllt, selbst auftreten zu lassen. Die innere Einheit, die diese Geschichte mit der psychologisch wunderbar fein beobachteten Titelerzählung in einem Bändchen zu veröffentlichen gestattet, ist darin gegeben, daß auch in ihr ein tragisches Stück Menschenschicksal im Mittelpunkt steht, dessen Schwere z. T. aufgehoben wird durch einen fein überlegenen Humor in der Darstellung.

* Frank Thiel: „Wiedergeburt der Liebe“. Die unsichtbare Revolution. (Verlag P. J. Schöner, Wien 4.) Von führenden deutschen Geistesern wird hier zum erstenmal das große moralische Problem unserer Tage untersucht und die brennende Frage nach Verfall oder Umbildung der menschlichen Liebesfähigkeit vorurteilsfrei beantwortet. Haben wir ein Recht, die vielgescholtene Sittlosigkeit der Zeit ohne weiteres durch Hinweis auf eine bessere Vergangenheit zu verdammen? Entstand vielleicht die Amoral der Gegenwart aus der Moral der Vergangenheit? Was bedeutet auch heute und gerade in diesen Tagen eheliche Gemeinschaft? Was kann der Sinn der stets erlebten Freiheit, was der Sinn der Liebe selbst sein? Eine Reihe tonangebender Persönlichkeiten des geistigen Deutschlands behandelt diese Fragen in tiefgreifenden Aufsätzen, die weit über den Augenblick hinaus Bedeutung haben und ein großartiges Dokument moralischer Besinnung sind. Frank Thiel steuert den umfangreichsten Teil des Werkes bei: „Die unsichtbare Revolution“ — treffend geprägter Ausdruck, jene Phase bezeichnend, die einer künftigen sichtbaren (moralischen) Revolution vorausgeht und heute schon eine vollkommene sittliche Neuordnung anzukündigen scheint. Es folgen, um zunächst nur die Namen zu nennen: Heinrich Mann, D. A. H. Schmitz, Fedor Stepun, Graf Hermann Renferling, Otto Flake, Wilhelm Michel, Leopold Ziegler, Hans Blüher, Eugen Georg und Hermann Broch.

* „George Washington. Die Geschichte einer Staatsgründung.“ Von R. Reinhardt. Mit acht ganzseitigen Abbildungen. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) Wer die außerordentliche Washington-Biographie von Reinhardt gelesen hat, wird es unbegreiflich finden, daß der Roman dieses großen und merkwürdigen Lebens und die aufregende romantische Geschichte der Gründung der Vereinigten Staaten in Deutschland noch keine gütige und dem lebendigen Stoff angemessene Darstellung gefunden hat. Die Anfänge des Mannes führen in die uns aus Indianergeschichten bekannten Zeiten zurück, als Fran-

zosen und Engländer noch um das amerikanische Kolonialland stritten. Der Übergang von Wild-West zu dem dem englischen Mutterland anhänglichen Provinzen zu einem Staatsgebilde, das den französischen Revolutionären als großes Beispiel vorleuchtete, fällt genau mit der folgenschweren Wirksamkeit Washingtons zusammen. Als Oberst kämpft er unter lächerlichsten Bedingungen und oft auf verlorenem Posten gegen schlaue Indianerstämme, die aus seiner Witterung sich immer rechtzeitig auf die siegreiche Seite der weißen Eroberer schlagen. Als Mann des Kongresses und Oberbefehlshaber schlägt er sich in jahrelangem Kleinkrieg mit englischen und hessischen Truppen herum, besetzt Boston, verliert New York, bettelt um Geld, exerziert mit Hilfe des Preußen Steuben seine dilettantischen Bataillone und schreibt Bände voll erstaunlicher Briefe. Als Präsident gibt er dem Staat Würde und Form. Ein Mann des Volkes, tüchtig, von hartnäckiger Energie und mit klaren Instinkten, der den Augenblick zu nutzen weiß. Washingtons Leben fesselt gerade dadurch, daß hier ein Mensch in die zerissene und bunte Geschichte ganzer Jahrhunderte eingegangen ist. Im Februar 1932 wird sein 200. Geburtstag gefeiert werden.

* „Strawinsky.“ Von Herbert Fleischner. Mit 194 Notenbeispielen, mehreren Abbildungen und Faksimiles. (Russischer Musikverlag, Berlin.) Die Arbeit ist der erste Versuch in deutscher Sprache, dem vielgestaltigen Werk des meistgenannten Komponisten unserer Tage eine ausführliche Sinnbeutung zu widmen. Der Autor wollte weber ein musikwissenschaftliches Fachwerk, noch eine Biographie schreiben; die äußeren Lebensumstände des nun 49jährigen Emigranten bleiben gleichgültig; Strawinskys unromantische Musik ist nicht Reflex seiner individuellen Erlebnisse. Das Buch setzt sich zum Ziel, das Phänomen Strawinsky, den Menschen, in und mit unserer Zeit, aus seinen Emanationen als Einheit zu begreifen. Strawinskys Schaffenskurve ist Niederschlag der Auseinandersetzung des Russen mit neuer westeuropäischer Geisteshaltung. An drei Partnern wächst Strawinsky zum musikalischen Führer seiner Zeit: es sind der Choreograph Diaghilew, der Dichter Cocteau, der Maler Picasso. Fleischner hat sein Buch für den Gleichgesinnten geschrieben. Seine klar formulierte und stets auf das Wesentliche gerichtete Interpretation geht alle an, die Geist und Sinn der neuen Musik, der Gegenwart überhaupt, begreifen wollen.

W. St.
* Wilhelm Berger — ein deutscher Meister. Von Gustav Ernest. (Verlag Max Hesse, Berlin-Schöneberg.) Der Komponist Wilhelm Berger (1861—1911) ist vor allem durch seine zahlreichen Lieder bekannt geworden. Weniger allgemeine Verbreitung haben seine größeren Kompositionen gefunden, Chor- und Orchesterwerke, Klavier- und Kammermusik, doch war ihm auch auf diesen Gebieten mancher Erfolg beschieden. Ein plötzlicher Tod setzte seinem Schaffen ein vorzeitiges Ziel, und heute, nach 20 Jahren, ist der Name Berger so gut wie vergessen. — Zum 70. Geburtstag hat der durch sein Beethovenbuch bekannte Musikschritsteller Gustav Ernest seinem Altersgenossen das erste biographische Denkmal gesetzt. Als musikgeschichtliches Dokument ist seine Arbeit wertvoll; eine überzeugende Beweisführung, daß uns heute der romantische Idylliker wirklich Eigenes zu sagen habe, was eine Wiederbelebung über einen bloßen Vortragsakt hinausgehen würde, bleibt die ausführliche und liebevolle Werkbesprechung allerdings schuldig, zumal Notenbeispiele fehlen. — Der umfangreichere biographische Teil erzählt in herzlichem Ton und ohne alle Heroisierung den Lebensgang „einer harmonisch ausgeglichenen Natur, die von den Stürmen des Lebens wenig berührt wurde“.

W. St.
* Rely Kempin: „Am Meer geschrieben“. Mit elf Meeresstrandbildern der Verfasserin. (Böhlagen u. Klasing, Bielefeld.) Die Verfasserin hat aus der stark gefühlsmäßig betonten Empfindungs- und Darstellungswelt, die in unsere Zeit nicht mehr recht paßt, den Weg gefunden zu einem lebensbejahenden Wirklichkeitsinn, der sich in diesen Briefen „Am Meer geschrieben“ mit den Zeitströmungen und Gegenwartsfragen auseinandersetzt. In feinsinnigen Gleichnissen aus der Welt am Meer deckt sie mit klarem und klugem Sinn Zusammenhänge und Beziehungen auf und weist überall vom Kleinen ins Große. Ein mütterliches Buch, das den jungen Frauen von heute helfen möchte, durch Erkenntnis der Probleme ihr Leben zu meistern und ihr Dasein zu vertiefen.

* Selma Lagerlöf: „Das heilige Bild in Lucca“ und andere Erzählungen. (M. Warned, Berlin.) Drei Erzählungen, die so ganz die Eigenschaften der klugen mütterlichen Dichterin aus Norwegen offenbaren, die vor allem auch Deutschlands Herzen ihr erschlossen: gütiges Verstehen und eine große Liebe zu den Menschen mit ihren Eigenheiten und Schwächen.